

ANDREAS VARNAI

# VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

**NACH DEM KRIEG: DIE JAHRE 1944-1945**

Man musste sich an die geänderten Umstände gewöhnen. Wir waren frei, es gab plötzlich keine Judengesetze mehr, unser Leben war nicht mehr bedroht, auf der Straße wurden wir nicht mehr zusammengeschlagen und wir konnten uns frei bewegen. Wir befanden uns aber noch immer im Krieg. Rumänien hat nicht nur die Allianz mit Deutschland aufgekündigt, sondern auch die Fronten gewechselt und führte weiter Krieg, diesmal gegen Deutschland. In der kurzen Zeit unserer Abwesenheit, als wir auf der Flucht waren, haben die Ungarn die Grenze überschritten und Arad besetzt. Sie verbrachten nur sechs Tagen in der Stadt, danach jagten die Russen sie hinaus; diese kurze Zeit reichte ihnen, neue ungarische Straßenschilder anzubringen, einige bedeutende Köpfe der jüdischen Gemeinde zu erschießen und das Getto aufzustellen. Auch die Deutschen versuchten einen Angriff, ein Panzerverband ist bis zur Stadtgrenze von Temeswar vorgedrungen, dort aber wegen Treibstoffmangels stecken geblieben. Den Kampf gegen sie zur Verteidigung der Stadt, führten die Lehrlinge der örtlichen Militärschule.

An einem Vormittag, irgendwann Anfang September, war ich zu Hause und hatte nichts zu tun, wir befanden uns noch in den späten Sommerferien, da tauchten plötzlich deutsche Flugzeuge am Himmel auf und fingen an die Stadt zu bombardieren. Ich war alleine in der Wohnung, Vater war im Geschäft, Mutter übernachtete bei einer Freundin, dessen Mann am vorigen Tag gestorben war. Dieser Angriff war eigentlich bei Weitem nicht so zerstörerisch wie die der Alliierten, die Deutschen wollten, und konnten gar keine großen Schäden anrichten, für Panikmache war er aber sehr gut geeignet. Es krachte überall, vornehmlich in der Innenstadt, Fenster gingen in die Brüche, alles war voll Glasscherben, Strom und Telefonleitungen abgerissen, viele Dächer brannten. Es war ein höllisches Spektakel, aber gleichzeitig auch ein sehr unterhaltsames. Unsere Wohnung war über einem offenen Laubengang zu erreichen; um das Schauspiel besser zu genießen, schleppte ich einen Sessel auf den Laubengang, setzte mich hin und schaute der Darbietung zu. Sie kamen in mehreren Schüben, Serbien, wo sie ihre Luftbasen hatten, war nahe. Man sah die Flugzeuge im Tiefflug, wie sie über uns kreisten, die Blitze der eingeschlagenen Bomben, die schwarzen Rauchfäden am Himmel. Vater, der in seinem Geschäft allmählich nervös wurde, hatte Angst um seine Familie, nutzte eine kurze Pause zwischen zwei Angriffen und rannte atemlos nach Hause. Das Erste, was er sah, war sein Sohn auf dem Laubengang, in einem Sessel sitzend wie im Theater. Mein Vater hat seine Hand nie gegen mich erhoben, er hat mir nicht einmal einen Klaps gegeben. Bis jetzt! Er rannte

angstbesessen nach Hause, nicht wissend, ob ich noch lebte oder im Luftangriff umgekommen bin, und ich saß seelenruhig in einem Sessel auf dem Gang und beobachtete den Luftangriff. Das war sogar für ihn zu viel, er konnte sich nicht beherrschen, brach mit seiner eigenen Tradition und hob seine Hand gegen mich. Und wie!

Temesvar hat die Alliierten im Festschmuck empfangen, an der Hauptfassade des noch nicht fertiggestellten, vom König als Residenz seines Statthalters gedachten klassizistischen Palastes, der zu dieser Zeit als Sitz der Kreisverwaltung diente, wehten die vier Flaggen der Siegermächte: die Amerikanische, die Britische, die Französische, die Sowjetische. Die Zeit nach dem unerwarteten Richtungswechsel war knapp, die Fahnen mussten quasi über Nacht herbeigeschafft werden und so passierte das Malheur, dass in der Mitte der sowjetischen Fahne ein etwas dunklerer Kreis zu sehen gab, wo das rote Tuch, von der Sonne geschützt, weniger ausgebleichen war und in dessen Mitte, ein etwas noch dunkler Umriss eines Hakenkreuzes. Sic transit gloria mundi.

Der Krieg ging weiter und die Rote Armee baute sich Temesvar zu einem wichtigen Stützpunkt aus. Eigentlich hieß sie gar nicht mehr Rote Armee, sondern Sowjetarmee. Diese Namensänderung hatte einen tieferen politischen Sinn, dessen Bedeutung mir inzwischen entfallen ist. Es wimmelte von kleineren und größeren, wichtigen und unwichtigen Helden der Sowjetunion, welche die Dunkelheit der Abende und der Nächte unsicher machten. Ihr Hauptinteresse galt den Armbanduhren, ihr Schlachtruf: „Dawai Tschassy!“ (Her mit der Uhr!) war allgemein bekannt. Einige Helden hatten sogar sechs bis sieben Uhren gesammelt und vom Handgelenk bis zum Ellenbogen, an ihrem Arm getragen. Sehr wählerisch waren sie aber nicht, fanden sie keine Uhren, begnügten sie sich mit anderen Dingen auch. Tagsüber war es nicht ganz so schlimm, da versuchte die Militärpolizei, ihre nicht ganz nüchternen Helden einzusammeln. Ich war einmal Augenzeuge einer Szene, wo zwei Soldaten, einen Dritten, ziemlich besoffenen, in eine Droschke zu bugsieren versuchten, mit sichtlich mäßigem Erfolg. Ich wunderte mich, wo hatten sie die Droschke her? Man hat so vieles über die Rote Armee, je nach persönlicher Einstellung und Erfahrungen gesagt: Sie war glorreich, heldenhaft, freiheitsliebend - räuberisch, plündernd, mörderisch, vergewaltigend, und noch einiges mehr. Das mag wohl alles mehr oder weniger gestimmt haben, aber eins war die Rote Armee mit Sicherheit: besoffen!

Bei uns waren in den letzten Monaten des Krieges immer wieder sowjetische Offiziere einquartiert. Da alle Schlafgelegenheiten besetzt waren, schliefen sie auf einem zusammenklappbaren Feldbett in der Diele. Es waren sehr unterschiedliche Typen, jüngere, ältere, einmal war sogar eine Frau unter ihnen, eine Barischnja. Sie blieben alle nicht sehr lange und wir hatten nie Scherereien mit ihnen. Einer, ein Leutnant älteren Jahrgangs, der schon in der Armee des Zaren diente, erledigte seine Morgentoilette im Bad gleichzeitig mit mir, immer nach demselben Ritual. Er nahm kaltes Wasser in den Mund, gurgelte, spukte es in seine Handfläche und wusch sich damit dann das Gesicht. Das war einfach. Ein anderer, ein armenischer Hauptmann schien ein seriöser, gebildeter Mensch zu sein. Er kaufte von meinem Vater ein feines englisches Tuch für einen Anzug, aber als es zu Bezahlung kam, verschwand er fast spurlos. Fast, weil als Andenken, hinterließ er seine Bajonette. Am meisten hat Mutters Vorrat an Toilettenwasser unter der Roten Armee gelitten, den tranken sie bis zur Neige aus.

Die Front bewegte sich in zwei Richtungen, gegen Nordwesten, nach Nordsiebenbürgen und der ungarischen Tiefebene und gegen Südwesten, nach Jugoslawien. Im Oktober wurde Großwardein, für uns nur noch eine inhaltslose Hülle, befreit. Der Angriff auf Ungarn, auf Budapest stand bevor. Im Juli, nachdem die Gettos in der ungarischen Provinz geleert wurden und bevor man die Budapester Juden wegbringen konnte – immerhin zweihundertfünfzigtausend Menschen - hat Horthy, Ungarns Regent, die weiteren Deportationen gestoppt. Jetzt wollte auch Ungarn einen Separatfrieden erreichen, jetzt war es aber zu spät, sie haben die günstige Gelegenheit durch allzu langes Zögern, verpasst. Im Gegensatz zu den Rumänen haben sie es nicht rechtzeitig verstanden, dass der einzige Weg aus den Klauen Deutschlands über die Sowjets führt. Die Deutschen haben Horthy verhaftet, die Regierung ist zusammengebrochen und die Pfeilkreuzler – die ungarische Variante der rumänischen Legionäre – übernahmen die Macht. Wir hatten noch Familie am Leben in Budapest. Marinka, mit ihrer Tochter Éva, meine großen Cousins Ferkó und Jancsi und Vaters ältester Bruder Sándor, Menschen, von denen wir nicht wussten, ob sie noch am Leben waren.

Auf ihrem Weg durch Jugoslawien hat die Rote Armee amerikanische und britische Piloten befreit, die von den Deutschen abgeschossen, bei den Partisanen Zuflucht fanden. Man hat sie über Temeswar nach Bukarest gebracht, um sie von dort aus nach Italien zurückzufliegen und neu einzusetzen. Eines Abends erschienen zwei Polizisten an unserer Tür, mit zwei russisch gekleideten und englisch sprechenden jungen Männern, um sie bei uns einzuquartieren. Es waren Amerikaner. Wir haben sie mit Freude aufgenommen, Mutter hat ihnen ein so großartiges Abendessen vorgesetzt, dass sie danach die ganze Nacht abwechselnd auf dem Klo saßen. Zwei Tage sind sie geblieben, ich habe sie in die Stadt geführt, wir waren im Kino. Sie haben sich gewundert, sie wussten nicht, dass es in Europa elektrische Straßenbeleuchtung gab. Und Straßenbahn. Geschweige vom Kino. Von Bukarest, wohin sie unterwegs waren, haben sie schon gehört; sie kannten es sogar – aus der Luft. Sie haben es bombardiert. Auf meine Bitte hin malten sie eine Skizze der Stadt auf, um mir zu zeigen, wo sie ihre Bomben abgeworfen haben. Aus der Skizze wurde ich anfänglich nicht schlau, bis ich entdeckte, es handele sich gar nicht um Bukarest. Sie haben Budapest bombardiert. Wer kann schon zwischen diesen verdammten ähnlich klingenden osteuropäischen Namen unterscheiden?

In Jugoslawien erreichte die Sowjetarmee das Städtchen Bor mit seinen Kupferminen und befreite dort eine Zwangsarbeiterkompanie ungarischer Juden. Mitglied dieser Kompanie war auch der Poet Miklós Radnóti, der die Befreiung nicht mehr erlebte, da er auf einem der Zwangsmärsche verstarb. Die, welche am Leben blieben, sind nach Temeswar gebracht worden. Die meisten stammten aus Budapest, junge Männer zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig. Man hat sie unter jüdischen Familien aufgeteilt, die sie aufnahmen und für sie so lange sorgten, bis sie irgendwann im Februar oder März, nach der Befreiung von Budapest, endlich nach Hause kamen. Diese „Borer“ haben Farbe und Abwechslung in das Leben des jüdischen Bürgertums gebracht. Es befanden sich viele interessante Leute unter ihnen – Rechtsanwälte, Ärzte, Journalisten, Musiker, Politiker, die meisten strahlten großstädtisches Flair aus, ein buntes Tupfen im grauen Alltag der Provinz. Einer unter ihnen, ein illegaler Sozialist, ein sympathischer, gebildeter Intellektueller, Pál Justus, wurde 1948 mitangeklagt in Budapest im berühmtesten Schauprozess von László Rajk. Rajk wurde hingerichtet, Justus kam mit dem Leben

und sechs Jahren Gefängnis davon. Ein anderer hieß János Starker, spielte Cello und wurde einige Jahre später weltbekannt. Unser Borer war ein entfernter Verwandter, stammte ursprünglich auch aus Komádi, und wurde schnell in die Familie integriert. Er hieß Waldmann Tibor, da er aber so gut wie nichts anzuziehen hatte, trug er die alten Hemden meines Großvaters, mit dem Monogramm R.S. (Robitsek Sándor). Ich nannte ihn Raldmann Sibor.

Wir bekamen wieder das Recht Arier zu beschäftigen, die jetzt eigentlich nicht mehr so hießen, und kamen dadurch erneut zum Privileg ein Dienstmädchen zu halten. Sie hieß Juci, stammte aus dem Szeklerland, war jung, fleißig, wohlgelaunt und, um es vorsichtig auszudrücken, ziemlich mollig. Ihre Umfänge weckten kaum Interesse bei den Männern und darüber war sie unglücklich. Die Rote Armee löste auch dieses Problem. Die Russen waren junge Männer, sie standen ohne weibliche Gesellschaft seit Jahren im Krieg, hatten außerdem eine gewisse Vorliebe für dicke Frauen. Und so erschien eines Tages Anatol, Jucis große Liebe. Anatol war ein junger Bursche, knapp über zwanzig, hübsch, sympathisch, wohlgezogen. Er war Jucis Verehrer, wurde schnell Liebling der ganzen Familie. Er setzte sich ans Klavier, sang und begleitete sich dazu. Er hatte eine angenehme Stimme, sein Repertoire umfasste zwei Lieder: Sserze und Natalja Poltavka. Manchmal brachte er Kameraden mit, auch junge, nette Burschen, wie er. So ergab sich, dass ich den Silvesterabend des Jahres 1944, den ersten in Freiheit nach so langer Zeit, zu Hause mit Juci, Anatol und einigen Rotarmisten verbrachte, während meine Eltern auswärts feierten. Zur Feier des Tages trank ich zum ersten Mal Alkohol, und zwar in Form vom hochprozentigen Cognac und wurde so besoffen, dass ich mit der halben Roten Armee Duzfreundschaft trank und sie an den Mund küsste. Ich erreichte mein Bett gerade noch im letzten Augenblick, bevor er loslegte, anfang zu rasen, und wild rotieren.

Anfang Januar wurde Anatol zur Belagerung von Budapest abkommandiert. Ausgerechnet ihn, diesen halben Knaben haben sie dort gebraucht! Der Abschied war schmerzhaft, es tat uns allen Leid, ihn zu verlieren. Juci war völlig verstört. An einem trüben Tag, einige Wochen später, erschien ein junger russischer Soldat an unserer Tür und erzählte uns von Anatol. Sie waren zusammen in den Kämpfen um Budapest, als Anatol getroffen wurde und in seinen Armen starb. Seine letzte Bitte an den Kameraden war, wenn er nach Temeswar käme, uns aufzusuchen und uns über seinen Tod zu berichten.

Im Januar tobte der Kampf um Budapest, man kämpfte um jede Straße, um jedes Haus. Pest war schon in der Hand der Russen, in der Burg am Berg von Buda saßen noch die Deutschen; die Juden zitterten vor Angst um ihr Leben. Dieser Winter der Kämpfe um Budapest war die große Zeit der Pfeilkreuzler. Sie wüteten in Budapest drei-vier Monate lang in ständigem Blutausch. Ihre einzige Tätigkeit war Juden aus ihren Häusern zu zerren, oder auf der Straße aufzugabeln und zu ermorden. Das geschah meistens am Ufer der Donau, bei stauendem Eis, aus praktischen Erwägungen – der Fluss nahm ihnen die Aufgabe der Leichenentsorgung ab. So ist ihnen auch mein Cousin Jancsi Grosz in die Hände gefallen.

Vater stieg bei der Niederlassung der „Joint“, eine amerikanisch-jüdische Hilfsorganisation, ein, und besorgte sich offizielle oder wenigstens offiziell anmutende Papiere, um sich als Delegierter einer amerikanischen Organisation ausweisen zu können. Dann organisierte er mit Hilfe von Bekannten, die ihrerseits andere Bekannten an der sowjetischen Kommandantur hatten,

einen sowjetischen LKW, mit Rotarmisten als Fahrer und Beifahrer, und ist so ausgerüstet nach Budapest gefahren, um dort, in der brennenden und umkämpften Stadt, nach der Familie zu suchen. Er war bestimmt mehrere Tage unterwegs, ich weiß, wie nervös und unruhig wir auf ihn warteten. Irgendwann erschien er und brachte Marinka und Éva mit. Es war ein Wunder, es war wie in diesen Märchen mit den Prinzen auf dem weißen Pferd. Ferkó war nicht dabei, ihn haben die Russen, nachdem sie ihn befreit hatten, auf offener Straße festgenommen und in irgendein Lager verschleppt. Für sie war es völlig bedeutungslos, wen sie dabei hatten, Hauptsache die Gesamtzahl stimmte. Iván war in der Hand der Nazis auf Zwangsarbeit, keiner wusste wo genau. Sándor lebte noch, Vater hat ihn getroffen, war aber so krank, dass er einen Transport nicht mehr überlebt hätte. Nicht lange danach ist er am Herzinfarkt gestorben. Die Freude war trotzdem groß, wir haben die ersten Mitglieder der Familie gefunden und hofften, dass sie nicht die Einzigen bleiben werden. Ich hatte das Gefühl, sie kehrten aus dem Jenseits zurück. Da bahnte sich eine innige Freundschaft zwischen den beiden Schwägerinnen, Marinka und meiner Mutter an. In Anbetracht der Ähnlichkeit ihrer Charaktere war das alles andere als selbstverständlich. Es funktionierte trotzdem, sie verstanden sich sehr gut. Marinka war nicht schön, hatte aber eine sehr gute Figur, einen erlesenen Geschmack und war sehr geschäftstüchtig.

Vater hat Anfang März noch eine zweite Reise nach Budapest unternommen, diesmal in Begleitung von Marinka, versehen mit der Empfehlung eines „Borers“ – Nándi Weinberger – an seinem Cousin Zoltán Vass, dem für Wirtschaft und Wiederaufbau zuständigen Kommissar der neuen kommunistischen Führung. Das Ziel der Reise war, aus Marinkas Hab und Gut zu retten, was noch zu retten war.

Bei ihrer Rückkehr war Ferkó auch dabei. Er sah aus wie ein menschliches Gerippe mit ein bisschen Haut drum herum. Früher war er ein wohlernährter, leicht rundlicher Junge. Davon ist nichts geblieben, er war abgemagert, abgehetzt. Seine Geschichte war verblüffend. In Gegensatz zu Rumänien, wurde Ungarn, das bis zum letzten Auenblick an der Seite Deutschlands ausharrte, von den Sowjets, als Feind betrachtet. Die Russen haben die ungarischen Männer zusammengetragen und ins Arbeitslager verschleppt. Sie stellten die Männer in Fünferreihen auf, damit machten sie sich das Durchzählen einfacher und trieben sie so durch die Stadt. Fehlte jemand in der Reihe, schnappten sie sich den Erstbesten auf der Straße und reihten ihn ein. So wurde aus Ferkó der fehlende Fünfte in einer dieser Reihen.

Man brachte ihn nach Cegléd in ein Lager, wo nach altbewehrter sowjetischer Methode nichts geschah. Sie hatten kein Programm für ihre Zwangsarbeiter und konnten sie nicht vernünftig beschäftigen. Sie mussten jeden Morgen antreten und jeden Abend abtreten. Essen gab es so gut wie nicht. Nach zwei Monaten tat er sich mit zwei anderen zusammen, die für dieses Lager auch keine tiefere Sympathie empfanden, und hauten mit gefälschten Papieren ab. Mutter und Marinka fütterten ihn mit vereinten Kräften und nach einigen Wochen nahm er menschenähnliche Züge an.

Ich führte ein ziemlich intensives Leben. Außer der Schule, die in dieser aufregenden Zeit nur eine untergeordnete Bedeutung hatte, war ich mit anderen Dingen beschäftigt. Das Gebäude unsere Schule war von den Deutschen geräumt, jetzt gehörte es wieder uns, nur einziehen konnten wir noch nicht. Erst machten die Russen Lazarett daraus, und als sie auszogen, musste

es komplett renoviert werden. Das dauerte einige Zeit, in der wir wieder ein neues provisorisches Zuhause bekamen. Man trennte die Seitenschiffe der Synagoge in der Fabrikstadt mit Sperrholzplatten ab und da lernten, wie gewohnt – die Mädchen vormittags, wir nachmittags. Unser Klassenlehrer erklärte uns, das wäre so normal, die Synagoge hieße ja nicht umsonst Schil – Schule im Jiddischen - sie ist eigentlich ein Lernhaus. In unsere alte Schule kehrten wir erst im Herbst 1945, in der siebten Klasse zurück.

Mein Interesse galt zuerst der Politik. Als Bibliothekar war ich im kommunistischen Jugendverband nicht besonders stark beansprucht, die Naziliteratur hatte ich in kurzer Zeit aussortiert und weggeworfen, jetzt beschäftigte ich mich hauptsächlich mit Goethe und Schiller, in Leder gebunden und mit Gold verziert. Es war offenkundig, dass außer mir kaum jemand diese Bücher je gelesen hatte. Außerdem erhielt ich eine viel wichtigere politische Aufgabe. Man hat mich in die regionale Finanzkommission des Verbandes kooptiert, und zum Schnorrer ausgebildet. Ich sollte bei meinem Vater und seinen Geschäftspartnern, zu denen ich bessere Kontakte hatte, als kaum einer in der ganzen Organisation, Spenden für die kommunistische Partei sammeln. Den Genossen ist es sogar gelungen mich davon zu überzeugen, dass ich damit essenziell zur Befreiung der arbeitenden Menschheit und Emanzipation der Juden beitrage. Dafür habe ich eine einzige, wenn auch nicht besonders stichhaltige Entschuldigung: Ich war knapp fünfzehn Jahre alt.

Anfang März fanden die ersten freien Wahlen in Rumänien statt. Ich sollte dabei auch kräftig mitmischen und Leute dazu überreden, ihre Stimme auf die von den Kommunisten geführte Liste der Demokratischen Front abzugeben. Die war ein Wahlbündnis der Parteien von Mitte-links, unter der Führung der Kommunisten und sollte die „reaktionäre“ Regierung, geführt von einem General aus der Umgebung des Königs, der an den Waffenstillstand am 23-en August mitgewirkt hatte, ablösen. Es bestand kein Zweifel, dass es ihnen, mit ihren lupenreinen demokratischen Methoden, auch gelingen würde. In den Nächten bin ich durch die Straßen gezogen, mit einem großen Eimer weißer Farbe und einem Pinsel in der Hand, um Wahlparolen und die Sonne, Symbol der Kommunisten, an die Wände zu malen. Um der ganzen Angelegenheit mehr Effizienz zu verleihen, obwohl mir damals noch gute zweieinhalb Jahre bis zur Wahlberechtigung fehlten, bin ich selbst mehrmals, mit verschiedenen gefälschten Ausweisen, von Wahlurne zu Wahlurne gezogen. Trotz meiner idealistischen Einstellung war ich ohne Weiteres bereit an dieser Fälschung teilzunehmen, als Dankeschön für die Rettung meines Lebens. Für mich galt damals, wie so manchen anderen – Reifere und Erwachsenere als ich – die Parole: Der Zweck heiligt die Mittel. Jetzt weiß ich es – er tut es nie!

Im Laufe des Jahres 1945 löste sich der kommunistische Jugendverband aus irgendeinem politischen Kalkül auf und nahm, mit geändertem Namen, einen für die breiteren Massen offeneren Kurs an. Der interessierte mich nicht mehr, in einem Verband, in dem jeder mitmachen konnte, fühlte ich mich, mit meinen Exklusivansprüchen, nicht mehr wohl. Außerdem, je intensiver ich nachdachte, verlor der Kommunismus ein klein bisschen von seinem ursprünglichen Glanz, er war in meinen Augen nicht mehr ganz so verführerisch, wie ich ihn mir anfänglich vorstellte. Ich suchte überall nach den Helden meiner Vorstellung, Helden des ruhmreichen Untergrundkampfes, Helden der Arbeiterbewegung. Stattdessen fand ich Bürokraten, die von der Theorie des Marxismus keine Ahnung hatten, aber von der Macht und deren Ausübung umso

mehr. Ich wurde unsicher, wollte es mir aber nicht eingestehen. Mit den Problemen, die sich dadurch ergaben, konnte ich nicht umgehen, ich versuchte sie, zu verdrängen. Daher kam mir diese Auflösung gelegen, ich zog mich aus dem politischen, ins Privatleben zurück. Dieses, in der kommunistischen Organisation verbrachte Jahr hat mich viel stärker beeinflusst, als ich es wahrhaben konnte, ich habe die Sprache, die Umgangsformen, die Mentalität verinnerlicht, und noch viele Jahre danach betrachteten mich die Genossen als einen der ihren. "Er stört nicht viel, er macht nicht viel, gehört aber zu uns." Mitläufer nennt sich so was.